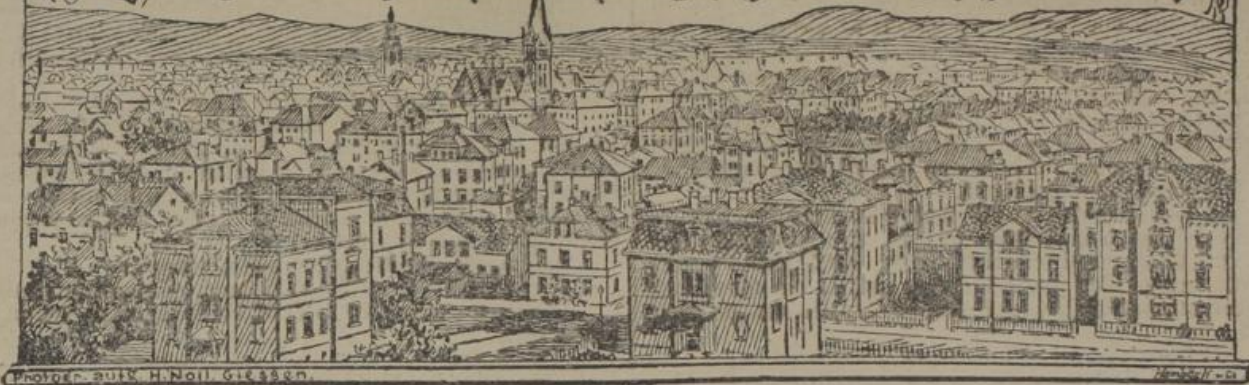


Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der blaue Anker.

Roman von Elfriede Schulz.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Lothar v. Rothkirch hatte das Grab seines Bruders gefunden. Für die Ueberführung, die erst in einigen Wochen möglich war, hatte er alles vorbereitet. Er kam nach Bronin zurück.

„Acht Tage nach meinem Tode spätestens!“ lautete sein Eid.

Er saß im Salon der Schwägerin bei Frau Nataly. Sie hatte den Brief des Vaters gefaßt in die Hand genommen und erbrach ihn mit zusammengepreßten Lippen. Die Blicke Lothars hingen an ihren Zügen.

Sie las, und die Tränen fielen auf das Papier. Sie las ruhig und unbeweglich bis zum Ende, sah vor sich hin und gab Lothar die Hand. Er war über das feste Wesen der kleinen Frau erstaunt.

„Du wie er, Nataly — ihr seid beide Helden gewesen euer Leben lang, im kleinen wie im großen. Helden —“

„Ich habe geahnt, Lothar. Es ist ja so furchtbar. Das jahrelang in sich tragen zu müssen! Ganz auf sich allein angewiesen — niemand, der tragen hilft — es ist furchtbar. Armerster, du hast es mit deinem Leben gelohnt.“

Ihre Stimme zitterte. Dann brach die Freifrau in ein langes Schluchzen aus und las den Brief noch einmal.

„Meine Teure, mein treuer Lebenskamerad! Wenn Du diese Zeilen lesen wirst, bin ich nicht mehr. Bei Gott, ich habe den Tod nicht mit Gewalt gesucht. Ich bin einer unerbittlichen Schicksalspflicht gefolgt. Aber wäre ich zurückgekehrt, es wäre ein Leben gewesen, nicht weiter zu ertragen. So war mir der Tod eine Erlösung. Ich werde gestorben sein im Schmerz um Dich, die ich zurücklassen mußte.“

So soll dies die Beichte meines Gewissens sein.

Ich habe neben und unter Euch ein Leben der Lüge geführt, ein Leben voller Schuld. Damals, als mich in Schlesien das Unselige traf, das mein Dasein fortan verfinstern sollte, glaubte ich nicht eine Stunde mehr leben zu dürfen. Lothar hat mich aufrechterhalten. Teuerste — damals, das war kein Ueberfall durch eine räuberische Hand, wie ich Euch bis zuletzt glauben machte, das mich niederwarf. Nein — ich fuhr zur Konfirmation von Lothars Lucie. Bei Niedermiesenthal warf ich eine geleerte Weinflasche aus dem Bahnsfenster, wie man das so oft tut. Das Unglück wollte es — sie traf ein Menschenleben voller Pläne und Hoffnungen und zerstückelte es. Es war kein anderer als der Vater der beiden Wölflins. Der blaue Anker meiner Uhr und meiner Andys, Dunkel Eberhards Seemannsvermächtnis, sollten mich kennzeichnen. Zu meinem Glück, muß ich heute sagen. Sonst hätte meine unselige Tat noch mehr zerbrochen, und nichts hätte ich gutmachen können. Wenn wir, Lothar und ich, auch die Ankerstücke in die Oder versenkten und wenn

ich auch alles übrige hier im Hause, das den Anker Eberhards trug, vernichtete, meine Tat würde wachgehalten. Gewiß — ich bin einen Augenblick feige gewesen. Ich hätte aufstehen, öffentlich bekennen und offen büßen sollen. Ich hätte vielleicht die halbe Last gehabt. Aber ich habe das nicht getan. Ich habe die Zukunft dem Schicksal anheimgestellt. Mit Lothar habe ich unmerklich für die beiden Waisen gesorgt. Ich habe ihnen den Lebenspfad geglättet, wo es nur ging. Und das gütige Schicksal hat es mich erleben lassen, daß es mir zuletzt noch gelungen ist, sie in mein Haus zu führen. Das übrige hast Du miterlebt, und heute wird Dir vieles verständlich werden, was Dir ein Rätsel war.

Nun ich das geschrieben habe, wird mir mein Herz leicht. In mir wird es hell wie ein Sommertag, und der Gedanke soll Dich trösten: ein Glücklicher ist gefallen, nur mit einem bitteren Schmerz um Dich in der Brust.

Vollende nun das Werk der Sühne, Du, meine Teure und Unvergeßliche. Ich bin nicht blind durch Bronin gegangen. Ich habe es gefühlt, daß das süßende Schicksal ein Band zu schlingen begann, das unsere Kinder an die jungen Wölflins binden wird. Tue dies letzte und tritt der Schickung, was sie auch bestimmt, nicht in den Weg. Ich weiß, daß wir auch hier eines Sinnes sein werden, wie immer in unserem reichen, schönen Leben.

Noch einen Druck Deiner treuen Hand, noch einen Blick in Deine treuen Augen. Mein letzter Gedanke bist Du.

Dein Alexander.“

Es folgte noch eine Nachschrift:

„Ich überlasse es Deinem Ermessen, das Geheimnis des blauen Ankers unseren Kindern mitzuteilen. Erich Wölflin soll es von Lothar erfahren. Alex.“

Frau Nataly stand auf und sagte zu ihrem Schwager: „Und du hast ihm tragen helfen — ich muß dir danken.“

Dann suchte sie Waldemar und sprach lange mit ihm über Susanne und Dietrich und lenkte über auf Wölflins. Jetzt sah sie alles klar. In ihrem bedrückten Geiste malte sich eine neue Welt.

In ihrem Turmzimmer, drei Fenster in den Park hinaus, lag Susanne. Das Leiden stand ihr auf der Stirn geschrieben. Jedesmal, wenn jemand eintrat, hestete sie fragend den Blick auf den Mund des Kommenden, als müßte von dort ein erlösendes Wort fallen. So matt sie war, sie schlief mit Hoffnung ein und erwachte mit neuer Erwartung. Diese Fähigkeit war bewundernswert.

Er mußte ja kommen, er konnte sie hier nicht liegen und verdorren lassen. Was hatte sie ihm getan? Das unbekanntes Verhängnis, das Geheimnis des blauen Ankers mit den vier Sternen auf dem Medaillon des Dunkels Eberhard — es mußte der Tag kommen, wo sich diese entsetzliche Dunkelheit aufhellte.

Die Mutter trat ein und setzte sich auf den Rand des Bettes. Sie streichelte ihrem Kind Haar und Stirn.

„Wie fühlst du dich, Susi?“

„Mutting, wie immer die letzten Tage, ganz gut, wenn das hier,“ sie zeigte nach den Schläfen, „dies Hämmern und Dröhnen nicht wäre. Und hier — über dem Herzen — ach, das war alles zu viel für mich!“

Sie sah zur Dede, um die eine feine Rosengirlande lief, und sann.

„Du grübelst immer, Kind. Nun komme einmal her, so ganz nahe mit deinem müden Köpchen. Nein, nein, du brauchst mich nicht anzusehen. Jetzt will eine Mutter mit ihrem Kinde sprechen, so, als wenn du noch vier Jahre alt wärst, wo man vor der Mutter noch keine Geheimnisse hat, wo das ganze Kinderherz noch der Mutter gehört, durchsichtig wie ein schöner Kristall. Und wo es, wenn die Mutter fragt, nur eins gibt: ein klares Ja oder ein klares Nein. Und nichts dazwischen, was die Großen so dazwischenzulegen gewohnt sind. Kind, sage mir offen, gibt es etwas auf dieser Welt, was dich wieder gesund und froh machen könnte?“

Sie nahm leise ihre Hand.

Da fühlte Susanne die wahre Mutterliebe, und es strömte beseligend nach ihrem Herzen. Ein feines Rot flog über ihre Wangen wie ein Windhauch. Die Lippen öffneten sich ein wenig. Das junge Mädchen richtete sich etwas hoch und verbarg das Gesicht im Schoß der Mutter und schluchzte leise:

„Susi?“

Sie hob die Augen zur Mutter und flüsterte:

„Mutting — ja!“

„Ist es Erich Wölflin, Susi?“

„Mutting!“

Sie umklammerte ihren Arm und presste ihre Hand.

„Susi — er wird kommen. Onkel Lothar fährt noch heute abend nach Berlin und wird ihm sagen, daß jemand hier auf ihn wartet. Er wird kommen.“

Da fuhr eine stille Kraft durch ihre zitternden Glieder. Sie fiel der Mutter um den Hals und küßte ihr die Tränen aus den Augen.

„Mutting — Mutting — ich sterbe vor Freude!“

„Still, Kind, halte dich fest zusammen. Rege dich nicht auf. Sieh, das Auge deines Vaters schaut jetzt auf uns hernieder, und ich sehe sein Lächeln, und wie er dich segnet. Ich schide dir jetzt Waldemar. Ich muß gehen.“

„Mutting!“

Die Lippen weit offen, mit brennenden Augen sah sie der Mutter nach, die sich in der Tür noch einmal umdrehte und ihr zulächelte.

„Erich — du kommst! Mein Gott, ich sterbe vor Glück!“

33. Kapitel.

Wölflins waren nach Charlottenburg zurückgekehrt. Lottes heißer Wunsch, in Dietrichs Nähe bleiben zu dürfen, hatte dem unerbittlichen Befehl des Stabsarztes: „Absolute Ruhe und Schonung“ weichen müssen. Sie hatten ihre alte Wohnung wieder bezogen.

Es war am 23. September. Die Heldentat des „U 9“ vor Hoel van Holland durchbrauste die deutschen Lande.

An diesem Tage stand Lothar v. Rothkirch vor der Tür Wölflins und schrieb unter den Namen seiner Visitenkarte: „Professor Reimann.“ Aber dann zerriß er die Karte und nahm eine andere.

„Nein — Lotte Wölflin könnte da sein.“

Er drückte am Klingelknopf. Ein Mädchen öffnete.

„Ich möchte Herrn Wölflin sprechen.“

Sie führte den fremden Herrn in Erichs Arbeitszimmer.

Die beiden Männer standen sich gegenüber.

„Ich hatte noch nie die Ehre, Erzellenz. Bitte.“

Er schob einen Sessel vor. Sie nahmen Platz. Der Ministerialdirektor zog langsam die Handschuhe aus und legte sie auf den Tisch.

„Sie sehen, Herr Wölflin, ich mache einige Umstände. Es wird mir — ich bin ganz offen — es wird mir nicht leicht, für das, was mich zu Ihnen führt, das richtige Wort zu finden. Ich komme, um den letzten Wunsch eines Gestorbenen zu erfüllen, meines Bruders, des Rittmeisters Alexander v. Rothkirch.“

Erich war aufgestanden.

„Ich sehe es aus Ihren Augen, Herr Wölflin, daß ich die Vorgeschichte übergehen darf. Ich spreche zu einem Wissenden.“

Seine Stimme zitterte. Er erhob sich und reichte Erich die Hand.

„Vorzeitig, mit einer schmerzenden Wunde sind zwei

Väter in das Grab gegangen. Ihr Vater, Herr Wölflin, und der Vater Susannes, meiner Nichte. Mein armer Bruder hat das Unglück seines Lebens schwer getragen und hat es mit seinem Tode auszugleichen gesucht. Er wird Ruhe im Grabe finden, wenn der Sohn des stillen, vortrefflichen Mannes, den seine Hand traf, ihm das Größte gewährt, was ein Menschenherz in einem solchen Falle gewähren kann, die Verzeihung. Wenn Sie dem, der an seiner Stelle hier steht, das schwere Wort in die Hand geben: „Seine Schuld ist gesühnt!“

Mit schmerzlicher Bewegung, kaum eines Wortes fähig, nahm der junge Mann die Rechte des alten Herrn in seine beiden Hände.

„Es ist schwer gesühnt. Sie ruhen beide in Frieden.“

„Als ich vorhin von meinem Bruder sprach, nannte ich ihn den Vater Susannes. Herr Wölflin, auf Bronin wartet jemand auf Sie, und ich handle im Auftrage meiner Schwägerin, wenn ich Sie bitte, Sie dringend bitte — ach, bedarf es noch eines Wortes? — Wer wollte sich der Schickung in den Weg stellen?“

Fassungslos sah Erich den alten Herrn an.

„Erzellenz — Verzeihung, ich muß mich erst sammeln.“

„Wann kommen Sie? Darf ich ein Telegramm senden — morgen?“

„Erzellenz!“

„Der Krieg hat auf Bronin schwere Wunden geschlagen, Herr Wölflin. Sie werden vernarben in dem Glück der Kinder. Ich bin aus dem Gleichgewicht gekommen seit dem Tage, an dem ich meinem Bruder das letztemal — ich wußte, daß es das letztemal sein sollte — ins Auge sah. Der heutige Tag gibt mir meinen Frieden wieder.“

Sie sahen beide still vor sich hin.

„Herr Wölflin — Sie sagten bei meinem Eintritt: „Ich hatte noch nie die Ehre.“ Ich muß das berichtigen. Sie sahen mich in Niederwiesenthal und dann noch einmal — es war in Görlich — Professor Reimann.“

Erich maß ihn von oben bis unten und erschraf.

„Ja — damals in Görlich, als Sie mich anriefen — das war ich wirklich. Und dann, jedes Jahr habe ich Sie einmal gesehen, und ich war glücklich, dann jedesmal meinem Bruder berichten zu können: „Erich Wölflin ist wohl, und Schwester Lotte blüht wie eine Rose.“ Das hat ihn in den langen Jahren aufrechterhalten.“

„Erzellenz — heute fällt es mir wie Schuppen von den Augen. Meine dunklen Ahnungen bestätigen sich. Wie oft fragte ich mich: „In wessen Hand ist mein Lebensfaden?“ — Jetzt weiß ich es. Wieviel Dank schulde ich Ihnen, wieviel Dank!“

Der Ministerialdirektor wehrte ab.

„Verzeihung, Herr Wölflin — Ihre Fräulein Schwester? Ist Fräulein Lotte hier? Ich möchte ihr die Hand drücken und ihr meine Glückwünsche aussprechen. Dietrich hat mir sein Glück gemeldet. Warum durftest du das nicht erleben, Bruder?“

Erich eilte hinaus und brachte Lotte mit.

„An meines Bruders Stelle wird mein Auge wie das eines Vaters Sie schützen, mein Kind. Werden Sie glücklich!“

„Doktorchen, aber heute kann ich aufstehen?“

„Nein, Kind, Sie dürfen noch nicht. Sie würden vor dem Bett in die Knie fallen. Sie sind noch nicht stark genug.“

„Ich bin ja gesund, Doktorchen, ich fühle mich wieder, wie ich war.“

„Sie müssen noch ein wenig warten, es hilft nichts.“

„Nur ein halbes Stündchen, lieber Doktor, Sie müssen es erlauben.“

Sie durfte aufstehen. Mümmri-Kathrin half ihr die Treppe hinunter auf die Veranda, die in der herbstlichen Sonne lag. Der Duft der roten Rosen, der letzten des Jahres, die Mümmri-Kathrin dem Gärtner abgepreßt hatte, drang süß betäubend herüber. Waldemar stand neben ihr. Er sah die Schwester zärtlich an, die auf jedes Geräusch lauschte.

„Wenn unser Schloßbau eingeweiht wird, Susi, heißt es „Herr Professor Erich Wölflin“. Onkel Lothar hat es mir verraten. Und natürlich auch „Frau Professor.“

Susi lächelte.

„Ach, Waldi, ich bin ja so glücklich. Wenn ich nur ihn habe.“

Da stürzte Evi herein. Susannes Wangen färbten sich fieberhaft rot.

„Sie kommen.“

Mit einem jubelnden Ausschrei sank Susi an die Brust des Beliebten. Sie fanden kein Wort in ihrem seligen Glück.

Mit militärischen Ehren wurde Alexander von Rothkirch zur Gruft seiner Väter gebracht. Als die schweren Bronze-türen des Erbegräbnisses sich schlossen und der Strom der Leidtragenden durch den Park zurückstutete, lösten Susanne und Erich sich zur Seite in einen stillen Gang und sprachen von den vergangenen Tagen. Und da kam die Frage, vor der Erich gezittert hatte:

„Liebster, warum gingst du von mir? Was hat dir der blaue Anker getan?“

„Mein Liebling — heute nicht. Wenn einmal eine stille Stunde kommt zwischen unsern Glückstagen, dann werde ich es dir sagen. Onkel Eberhards Seemannszeichen soll uns ein ewiges Symbol sein: Unsere Herzen fest verankert, eins im andern! Und über uns die Sterne der andern Welten, die Hoffnung auf ein Glück bis ins Grab.“

Im rechten Augenblick.

Ein Kriegserlebnis in Livland von Lothar Wende.

Die geschlagenen Russen wurden scharf verfolgt. Das Bataillon zog als Spitze der Seitenbedeckung mit umgehängtem Gewehr ohne Tritt durch Livland. Seit dem frühen Morgen waren die Feldgrauen auf den Weiden. Der Regen kam aus dem grauen Himmel, bald stärker, bald schwächer. Das Wasser plätscherte an den Mänteln herunter. Die schweren Tornister drückten, die Riemen gruben sich tief in die Schultern der Soldaten ein, und so stapften sie müde, hungrig durch die weiche, breiige Erde, die sich an den Stiefeln festzufangen schien.

Die Mittagspause ist vorüber. Der Regen hat aufgehört. Ein frischer Windzug zerreißt die grauen Wolkenschichten, ragt die Regen am Himmel hin und her und trocknet die Kleider der Soldaten. Endlich das Signal: Das Ganze halt! Alles atmet erleichtert auf. Neue Kommandos. Die Kompagnien marschieren auf, ziehen sich in Jüngen auseinander und legen die Gewehre zusammen. Die Tornister fliegen herunter, Zelbahnern und Mäntel werden ausgebreitet und jeder packt aus, was er noch genießbares hat, denn daß die Feldküche noch rechtzeitig herankommt, ist ganz ausgeschlossen. Das weiß jeder und richtet sich ein.

Die Ruhe dauert nicht lange. Ein Dragoner prescht über das Feld heran und bringt dem Bataillonsführer einen Befehl von der Brigade. Der liest, beschneit die Ordonnanz den Umfang des Befehls und ruft dann laut über die lagernde Truppe: „Die Herren Offiziere!“ Was sich nicht schon in der Umgebung des Bataillonskommandeurs befand, eilt im Laufschrift herbei. „Meine Herren! Wir haben einen anderen Auftrag. Wir schwenken vor dem nächsten Dorf Janischki nach Westen, nach dem Dorf und Gut Sattkunnig ab und begeben uns dort für heute ins Quartier — wenn das Dorf frei vom Feinde ist. Sattkunnig ist nach der Karte 15 Kilometer entfernt. Bei den Wegen werden wir wohl vor Einbruch der Dunkelheit nicht dort sein können. In einer halben Stunde brechen wir auf.“ „Fertig machen!“ Das Kommando läuft durch die Reihen. Die Mäntel werden gerollt und aufgeschmalt, das Gepäck umgehängt, und weiter geht's.

Eines jener riesengroßen Kreuzföhre, an denen die Litauer früher um Brot, Gesundheit und Frieden beteten, ragt an einer Straßeneckung weit ins Land hinein. Hier geht der Weg rechts ab auf einer ziemlich guten Straße dem Dorfe Sattkunnig zu. Vorbei geht's an blumigen Wiesen, an Felsern in goldener Fülle, über die niemand erntend schreitet, vorbei an einzelnen Gehöften, von den Bewohnern verlassen und von der wilden russischen Soldateska geplündert und niedergejagt. Scheues Vieh treibt sich auf herrenloser Weide herum und jagt beim Nahen der deutschen Soldaten in wilder Flucht davon.

Ein Waldstreifen taucht auf. Die Spitzpatrouillen schwärmen aus und nähern sich vorsichtig dem Gehölz. „Bataillon b-a-It! Dritte Kompagnie, erster Zug, in der Richtung auf den Wald vor uns schwärmen!“ Das Gewehr in der Hand, zieht die Schwarmlinie auf den Wald zu und hindurch. Weit und breit nichts Verdächtiges. Nur das Knistern unter den Tritten brechen-der Zweige unterbricht die Stille. „Wald vom Feinde frei“ und „Dorf in Sicht“ wird noch rückwärts gemeldet. Das Bataillon hat den Wald durchschritten und macht einen Kilometer weiter vor einer Erdwelle Halt. Die Spitze wird zurückgepiffen und eine Gruppe der Spitzkompagnie zur Aufklärung nach vorn geschickt, ob das Dorf vom Feinde besetzt ist.

Die neun Mann legen ihre Gepäck ab und marschieren los, das Gewehr schußbereit in der Hand und an dem Wege jede natürliche Deckung benutzend. Das Dunkel schleicht langsam und schweigend herbei und hüllt die Gegend in grauschwarze Schleier. Flach und frei liegt die letzte Strecke vor den Gebäuden vor den Rundschaftern.

„So, jetzt heißt es drauf los!“ sagt der führende Unteroffizier. „Sie, Schröder, der Radfahrer Dahms und ich nehmen die Mitte, drei Mann halten sich auf zwanzig Meter Abstand rechts und drei links von uns.“ Geräuschlos nähern sich die drei Gruppen den Gebäuden. Rauch strömt aus dem Schornstein des Wohnhauses — also sind Menschen dort. Doch kein Lebenszeichen regt sich. Ein typischer Vitauerhof mit seinen vielen einzelnen Wirtschaftsgebäuden liegt vor ihnen. Die rechte Gruppe hat das etwa fünfzig Meter weit von den eigentlichen Wirtschaftsgebäuden abgebaute Dörrhaus erreicht und durchsucht. Keine Seele zeigte sich. Die Mittelgruppe betritt den Hof und geht auf das Wohnhaus zu.

Flüsternde da nicht jemand, knackten da nicht Gewehrschlösser? Die drei Soldaten bleiben stehen und lauschen in das Halbdunkel. Nein! Die Kameraden sind's, die soeben den Hof rechts und links betreten. Der Unteroffizier knipst seine Taschenlampe an und läßt den Schein über den Hof leuchten. . . da blitzt's und kracht's von allen Seiten. Ein Schnellfeuerhagel prasselt über die neun deutschen Soldaten, und eine Anzahl Russen stürzt aus den Gebäuden auf sie zu. Der Unteroffizier und ein Mann brechen in dem Feuer zusammen. Der Radfahrer springt auf seine Maschine und ist blitzschnell verschwunden. Dem Musiketier Schröder hat eine Kugel das Gewehr aus der Hand geschlagen, und er ist, ehe er sich's versieht, und ehe er noch daran denken kann, sich zu wehren, gefangen. Der Rest der Patrouille flüchtet in großen Sprüngen in die Dunkelheit, und ein Hagel von Blei schießt hinter ihnen her.

Die Wohnhaustür wird aufgestoßen, ein breiter Lichtkegel quillt über den Hof, und Schröder sieht an den „roten Wippen“ aus Wolle auf den linken Wermeln der einige zwanzig Mann starken Russen, daß er einem Fernsprechkommando in die Hände gefallen ist.

In wilder Flucht sauste der Radfahrer Dahms auf seinem Rade die Straße zurück, die er vor einer halben Stunde zu Fuß, sein Rad führend, gekommen war. Je schneller er Meldung von dem Ueberfall bringen kann, um so eher winkt seinen verwundeten oder gefangenen Kameraden Rettung. Wenige Minuten verstrichen nur, und doch dünkte ihm endlos die Zeit, bis ihm vom Vorposten seines Bataillons ein „Halt, wer da?“ zugerufen wird. Hier hatte man die Schüsse gehört, der Kommandeur schon seine Anordnungen getroffen, das Dorf zu umzingeln und anzugreifen.

Inzwischen war der gefangene Schröder in das Haus geführt worden, wo ihm ein Feldwibel das Koppel abnahm, ihm die Taschen ausleerte und damit verschwand. Zwischen russischen Soldaten neben seinen beiden schwer verwundeten Kameraden liegend, hat er genug Zeit, nachzudenken. Viertelstunde auf Viertelstunde verrinnt, dann hört er einige russische Kommandos, und nun schiebt man ihn die Treppe hinauf in das Obergeschloß in ein großes Zimmer, wo eine ganze Reihe russischer Offiziere vor Karten und Fernsprechapparaten sitzt. Alle paar Minuten schnarrt ein Apparat und wird von einem der Offiziere bedient. Vor dem Ranghöchsten liegt der Tascheninhalt des Gefangenen. Er blättert in den Briefen und im Taschenbuch und schiebt dann alles mit ein paar Worten einem anderen Offizier zu, der ebenfalls zuerst darin blättert und sich dann in gutem Deutsch in gemäßigtem Tone an Schröder wendet: „Na, Freundchen, wo kommen Sie denn her?“

Dem Gefangenen fährt es blitzschnell durch die Sinne; nur unerschrocken einen Bären aufbinden und die Russen hinter's Licht führen, denn lange kann die Rettung durch die Kameraden nicht ausbleiben.

„Wir waren eine verprengte Patrouille, Herr Leutnant, mehr kann und darf ich nicht sagen.“

„Das glaubt Ihnen kein Mensch, nur raus mit der Sprache! — Ihr Schade soll es nicht sein!“

„Herr Leutnant, mein Fahneneid — und wenn Sie mich totschießen lassen, ich darf Ihnen nichts sagen.“

„Nur nicht so heftig, Freundchen! Also, wo war Ihr Bataillon heute früh?“

„Herr Leutnant, ich . . .“

„Schon gut, schon gut! Hier haben Sie einen Schnaps. Setzen Sie sich da in die Ecke und specken Sie sich eine Zigarette an. Das bringt Sie auf andere Gedanken.“

Der Russe klopte dem Gefangenen vertraulich auf die Schulter, befahl ein großes Glas Schnaps für den „Niemiez“ und reichte ihm eine Zigarette.

Behaglich sog Schröder den aromatischen Duft des Rauches ein, während der Offizier weiter in seinen Papieren blätterte.

„Wie heißt doch gleich Ihr Divisionsgeneral?“ fragt er plötzlich und unvermerkt nach minutenlanger Pause. Aber ehe Schröder noch den Mund aufmachen kann zu einer Antwort, da krachen Gewehrschüsse — Waffenklinken, Fluchen und Schreien auf russisch und deutsch bringt ganz aus der Nähe, und alles über-tönt das brausende „Hurra!“ stürmender deutscher Soldaten.

Daß von dem plötzlichen Ueberfall springen die Offiziere auf und stürzen die Treppe hinunter, um die Abwehr zu leiten, bis auf einen, der ans Fenster tritt, die dichten Säulen fortstößt und, die Augen nahe an die Scheiben pressend, hinauspäht. Seinen Revolver hat er auf dem Tische liegen. Da erwacht in dem gefangenen Schröder die Unternehmungslust. Er sieht auf den Tisch die Häuten russischer Karten und Papiere, sieht die

schönen, in Betrieb befindlichen Telephonapparate, sieht der Revolver, sieht sich im Geiste von seinem Hauptmann belost und mit dem Eisernen Kreuze geschmückt. . . Gedanken und kühner Entschluß sind eins. Mit einem Satze springt er an den Tisch, reißt den Revolver aus der Tasche, der Russe wendet sich, erschreckt durch das Geräusch, jäh und entsetzt um . . . Schröter zielt, ein Knall: der Offizier bricht zusammen.

Nun gilt es, die Papiere zu erbeuten. Unten im Haus tobt wütender Kampf. Jeden Augenblick können die Russen heraufstürmen, um die Papiere zu vernichten. Mit allen erreichbaren Gegenständen verrammelt Schröter die Tür, und mit dem Revolver bewaffnet stemmt er sich mit der ganzen Kraft und dem ganzen Gewicht seines Körpers gegen die verbarrikadierte Tür. Schon poltert's die Treppe hinauf. Menschenleiber werfen sich fluchend gegen die Schranke. Säbel haben prasselnd dagegen, und Revolverkugeln reißen splitternde Löcher in die Füllung. Schon ist Schröter an Arm und Beinern verwundet, seine Kräfte verlassen ihn. Noch ein kurzbarer, gewaltiger Anprall durch die brechende und nachgebende Tür, der mutige Verteidiger erhält einen furchtbaren Stoß gegen den Kopf, der ihn kraftlos zusammenbrechen läßt, und schon strömen die Russen ins Zimmer, um noch zu retten, was zu retten ist. Aber schon springen auch deutsche Soldaten die Treppe hinauf, ins Zimmer hinein und überwältigen die Russen, ehe sie etwas vernichten können.

Ein paar Wochen später erhält Schröter im Lazarett das Eiserne Kreuz, und mit dem Glückwunsch teilt ihm sein Hauptmann mit, daß die erbeuteten Papiere von größter Wichtigkeit für unsere Heeresleitung gewesen sind.

Vermischtes.

* Der feste Kessel. In diesen Tagen, in denen wir uns oft über Heldentaten unserer kleinen Jungen zu freuen haben, verdient das Bravourstück eines deutschen Schiffes aus dem Jahre 1870 der Vergessenheit entrissen zu werden. Vom Ausbruch des Krieges bis zum Ost. 1870 lag der Hamburger Dampfer „Westfalia“ in New York vor Anker — der Krieg hatte das Auslaufen verzögert. Endlich, im Oktober, kam von Hamburg der telegraphische Befehl, die Heimreise anzutreten, aber sich nicht fangen zu lassen. Das war nun leichter gesagt als ausgeführt, denn vor dem Hafen kreuzten, scharf aufwachtend, zwei französische Kriegsschiffe, darunter der Kreuzer „Atouche Trouville“. Dieses französische Schiff hatte ein Jahr früher die Schiffbrüchigen des Hamburger Dampfers „Germania“ gerettet, eine Tat, die mit der Verleihung des roten Adlerordens zweiter Klasse an den braven Kapitän belohnt worden war. Der Kapitän der gestrandeten „Germania“ war aber 1870 Kapitän der „Westfalia“, und wenn er nun den Hafen verließ, war er in Gefahr, von demselben Kapitän gefangen genommen zu werden, der ihm ein Jahr vorher so freundlich beigefallen hatte. Nach allerlei vorsichtigen Erkundigungsfahrten wurde schließlich die Fahrt doch unternommen, denn es hatte sich ergeben, daß die französischen Schiffe weit fort waren. Trotz aller drohenden Gefahr dieser Reise hatten sich fünf Passagiere eingefunden. Eine Weile ging alles gut. Ueberall standen Beobachtungsposten auf Deck, und als gerade ein Lohse das französische Schiff angezündigt hatte, wurde die „Atouche Trouville“, schnell näherkommend, auch schon gesichtet. Nun hieß es handeln, jeder Augenblick war kostbar. Leer- und Petroleumtässer waren schon bereit gehalten und sie flogen auf ein Zeichen des Kapitäns in den Dien — die Maschine verdoppelte ihre Geschwindigkeit und die alte „Westfalia“ flog nur so über das Wasser. Die Passagiere standen bleich dabei, denn das waren für sie recht unangenehme Augenblicke einer doppelten Gefahr. Diese ungemütliche Zeit dauerte aber nicht lange, denn bald wurde es klar, daß trotz aller Anstrengungen das große französische Schiff die kleine „Westfalia“ nicht einholen konnte. Der Kreuzer mußte zurückbleiben, und ein Kanonenschuß, den er dem Hamburger nachsandte, traf nicht. Ein donnerndes Hurrah war die Antwort auf diesen Gruß. Eine Viertelstunde später war von dem französischen Schiffe nichts mehr zu sehen, und die „Westfalia“ kam nach zehn Tagen wohlbehalten in Hamburg an. „Ja“, pflegte der Kapitän später zu sagen, „wenn der Kessel nicht so standhaft und fest gewesen wäre, hätten wir nicht entkommen können. Aber der feste Kessel, der hat uns herausgerissen.“

* Ein Fliegenaugeapparat. Die Verbreitung der Fliegenplage in allen Kulturländern und die damit verbundene Uebertragung schädlicher Keime hat einen Amerikaner veranlaßt, einen Apparat herzustellen, der bei verhältnismäßig geringen Betriebskosten gute Erfolge im Kampfe gegen die lästigen Insekten verrichtet. Er beruht auf demselben Gedanken, dem wir die Vakuumreinigung verdanken und besteht aus einer elektrisch betriebenen Saugtrommel, die sich auf eine kreisförmige Blende öffnet; darüber befindet sich eine elektrische Lampe. Wird nun der Strom eingeschaltet, so wird jede Fliege, die sich der mit kugeln einer Süßigkeit beschriebenen Blende nähert, in die Trommel gesogen, die sie in einem daran angehängten Kasten schleudert; bei Nacht läßt man die Lampe leuchten, die auf die Blende scheint und die die Wirksamkeit des Apparates auch in der Dunkelheit ge-

währleistet. Die ganze Maschine wiegt nur ungefähr 80 Pfund und wird von einem Motor von einem Dreißigstel Pferdestärke getrieben, der ebensoviel Strom braucht, wie eine Lampe von 16 Kerzenstärken.

* Das Festmahl auf der Grenzscheide. Daß der grausame und an Schrecknissen so reiche Krieg zu Zeiten auch einmal der Urheber eines Geschehnisses von geradezu idyllischer Lieblichkeit werden kann, zeigt die nachstehende Geschichte, deren Schauplatz das deutsch-holländische Grenzgebiet ist. In Voertange, einem bereits jenseits der Grenze liegenden Dörfchen, so schreibt uns ein Mitarbeiter, wohnt eine ehrfame holländische Familie, die, wie das in den Grenzbezirken gang und gäbe ist, sich mit einer auf der andern Seite lebenden deutschen Familie durch Heirat verschwägert hat. Jüngst hatte nun das Oberhaupt in der holländischen Familie Geburtstag, zu dessen Feier auch die beiden deutschen Verwandten, zwei Brüder, eingeladen wurden. Da jedoch infolge des Krieges die Grenzkontrolle sowohl von deutscher wie von holländischer Seite außerordentlich scharf ist und den beiden Brüdern das Ueberschreiten der holländischen Grenze verweigert wurde, so war guter Rat teuer. Aber die Leute wußten sich zu helfen. Von jenseits kamen die Holländer und von diesseits die Deutschen bis unmittelbar an den Grenzstrich heran. So konnten sie sich wenigstens unterhalten und einander die Hand geben. Und plötzlich verfielen sie auf eine wahrhaft großartige Idee. Die Holländer brachten geschwinde ein Tischlein herbei, das mit zwei Beinen nach Deutschland hingestellt wurde, während die beiden anderen Beine in Holland blieben, so daß die Grenzscheide mitten unter dem Tisch durchfiel, den die Holländer alsdann für ein Festmahl herrichteten. Die deutschen Brüder saßen pflichtgemäß am deutschen Tischende und ihre Verwandten am holländischen. So ward das Problem der gemeinsamen Geburtstagsfeier auf die einfachste Weise gelöst und von Nation zu Nation eine gar verlockende Brücke geschlagen, ohne daß Gesetz und Recht verletzt worden wäre.

Kriegsurlaub.

Feldgrau, in Wehr und Waffen,
Wie ihn der Graben gab,
Liegt in die Heimatgasse
Ein Wehrmann freudig ab,

Und frohe Kinder tragen
Den Jubel vor ihm her,
Aufs liegt manch' trautes Fenster,
Ein Grüßen kreuz und quer.

Auf Mutter's Armen zappelt
Ein kleiner Mann heran,
Liebreich nimmt ihn sein Vater
Als seinen Jüngsten an.

Im Straßenkampfe der Liebe
Diest'ft Wacker, du nicht stand,
Spürst du die heiße Träne,
Die sich im Auge fand?

Großen-Linden.

Ferd. Bach.

Zitatenträstel.

Aus jedem der folgenden Zitate ist ein Wort zu nehmen, so daß sich ein neues Zitat ergibt:

- 1. Das extrage wem's gefällt!
- 2. Die Zeit geht aufrecht unter ihrer Last.
- 3. Die Menschen sind nicht immer, was sie scheinen.
- 4. Hier sind wir versammelt zu löblichem Tun.
- 5. Die Welt wird schöner mit jedem Tag.
- 6. Der rechte Mann an der rechten Stelle.
- 7. Unter vielen schlimmen Dingen ist das schlimmste eine scharfe Zunge.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Skat-Aufgabe in voriger Nummer:

Abkürzungen: tr = Treff, p = Pique, c = Coeur, car = Carreau
trB = Treff-Blau, pA = Pique-Aß, cD = Coeur-Dame usw.

Im Skat liegen carA und carK.

Vorhand (B): pZ, pK, p8, p7, cK, c8, c7, carD, car9, car8.
Güterhand (D) bekam die übrigen. — Gang des Spieles:

- | | | |
|-----------|---------|----------------|
| 1. B. p7 | M. pA | G. carB = — 13 |
| 2. D. tr7 | B. car8 | M. trA |
| 3. M. cA | D. c9 | B. c7 |
| 4. M. cD | D. cZ | B. cK = — 17 |
| 5. D. tr3 | B. carD | M. trZ |
| 6. M. p9 | D. trK | B. pZ = — 14 |
| 7. B. pK | M. pD | G. carZ = — 17 |

Sa. — 61 Augen.